

Ikonomanie

Englisch: Iconolatry

THEORIE

Fetischistische Verehrung von Bildern und Ikonen im Kino — Überbetonung des Visuellen um der Schönheit willen, ohne narrativen Mehrwert. Star-Kult in Bildform.

Ikonomanie zeigt sich im Schnitt an einer Einstellung, in der die Hauptdarstellerin einfach nur da steht. Lange Einstellung. Perfektes Licht. Kein Plot-Point, keine Information — nur die Person im Bild, weil sie so aussieht. Das ist Ikonomanie im Kern: Das Bild wird zur Reliquie, die Leinwand zur Kapelle. Es geht nicht mehr um Geschichte, sondern um die Verehrung des Visuellen selbst. Im praktischen Alltag zeigt sich das deutlich. Beim Casting wird ein Star besetzt, nicht weil er die Rolle trägt, sondern weil sein Gesicht verkauft. Die Kamera rahmt ihn dann bevorzugt — Nahaufnahmen, sanfte Lichter, Halbtotale, die die Silhouette betonen. Manche Schnitte folgen dieser Logik konsequent: Die beste Einstellung bleibt, weil sie schön ist, nicht weil sie erzählerisch notwendig ist. Das kann funktionieren — aber schnell wirkt es hohle Attitüde. Der Unterschied zu echter visueller Erzählung liegt im Intent. Wenn Fellini eine längere Einstellung einer Person macht, transportiert die Einstellung Charakter, Atmosphäre, psychologischen Zustand — sie erzählt mit Bild. Ikonomanie dagegen ist narzisstisch: Das Bild verehrt sich selbst. Besonders sichtbar wird das in bestimmten Genres — High-Fashion-Filme, opulente Historienepen, Musikvideos, die sich als Kino ausgeben. Die visuelle Qualität ist oft atemberaubend, aber narrativ sperrig oder leer. Am Set bedeutet das oft: Überlichter, lange Rehearsals für die perfekte Pose, Kamerabewegungen, die einfach nur schön aussehen — ohne dass sie die Dramaturgie vorantreiben. Die Kamera wird gebeten, statt zu zeigen, zu verehren. Das hat seinen Platz — Stilisierung kann eine bewusste Wahl sein — aber unbewusste Ikonomanie schwächt jeden Film. Sie verwandelt Leinwand in Poster.